

Auf dem Weg zur Sichtbarkeit

Die „unsichtbare Grenze“ zwischen Tret und St. Felix (Trentino/Südtirol)

Müßig zu fragen, ob wir ohne Grenzen leben könnten. „Der erste, der ein Stück Land eingezäunt hatte und es sich einfallen ließ zu sagen: *dies ist mein* und der Leute fand, die einfältig genug waren, ihm zu glauben, war der wahre Begründer der bürgerlichen Gesellschaft.“⁴¹ Deren Genese, die Rousseau auf diese Weise beschrieben hat, definiert sich über Inbesitznahme und zugleich über das Ziehen einer territorialen Grenze. Zäune und Hecken, Stadtmauern und Linienwälle, Video- und Alarmanlagen markieren Grenzen sichtbar. Grenzsteine deuten diese punktuell an: zwischen Grund- oder Waldstücken, zwischen Gemeinden, zwischen Provinzen oder Grundherrschaften, ebenso Schlagbäume an Staatsgrenzen oder auf Privatstraßen. Andere Grenzen sind unsichtbar wie etwa Grenzen zwischen Stadtbezirken oder Pfarren. Grenzen setzen Differenzen: zwischen mein und dein, zwischen Stadt und Land, zwischen unterschiedlichen Zoll- und Steuersystemen, so die Verzehrsteuerlinie. Historisch gesehen, war die Anzahl von Grenzen, die Zugehörigkeit bestimmt, Zugänge erschwert, Kontrollen ermöglicht und durch ihre Sichtbarkeit den sozialen Raum strukturiert haben, beträchtlich: Gemeindegrenzen, Pfarrgrenzen, Grenzen von Grundherrschaften und Gerichten. Grenzsetzungen, die zum Teil verschwunden, zum Teil durchlässig geworden sind.

Sichtbar und spürbar geblieben sind vor allem Grundstücksbegrenzungen und Staatsgrenzen. Mit der Arrondierung der Territorialstaaten als Herrschaftsbereiche hat die Staatsgrenze ihre überragende Bedeutung erhalten. Das Denken in Staatsgrenzen setzte sich im 18. Jahrhundert durch, doch waren es noch lange Zeit die kleinräumigen Grenzen, die im Alltag maßgeblich blieben. Insbesondere die Gemeinde stellte bis weit ins 19. Jahrhundert hinein eine machtvolle Institution dar, die über das Niederlassungsrecht, die Heiraterlaubnis oder den Anspruch auf Armenunterstützung entschied. Heute ragen unter den territorialen Grenzen die Staatsgrenzen als mächtigstes Symbol des Nationalstaates hervor, die als Instrument von Exklusion und Inklusion politische, ökonomische und soziale Bedeutung haben. Sie können geschlossen und kontrolliert werden oder die freie Passage eröffnen. Sie markieren Zugehörigkeit und verheißen mit der Staatsbürgerschaft Rechte. Sie setzen Differenzen mit rechtlichen, sozialen, politischen und kulturellen Ordnungssystemen. Inwieweit mentale Differenzen mit territorialen Grenzen verbunden sind, ist eine schwierige Frage. Viele haben dies bejaht. Vorstellungen von National- bzw. Volkscharakteren hatten vor allem in Kriegszeiten Konjunktur, aber sie sitzen auch im friedlichen Alltag in den Köpfen, zu Stereotypen geronnen. Abgrenzungen von den ‚Anderen‘ sind nicht an Staatsgrenzen gebunden, sie sind auch innerhalb dieser virulent – gezogen entlang von Ethnizität beispielsweise.

Inwieweit Ethnizität mit Grenzen in Zusammenhang steht, diese Frage haben sich zwei amerikanische Sozialanthropologen in den 1960er Jahren gestellt: Eric R. Wolf, der 1933

als Zehnjähriger Österreich verlassen hat², und John W. Cole. Sie sahen Ethnizität als eine soziale Ordnung, die auf Differenzen beruht. Ihnen ging es nicht um nationale Konflikte, sondern sie stellten sich die Frage nach den Bedingungen und Voraussetzungen der Differenzen zwischen zwei benachbarten, aber von verschiedenen Ethnien bewohnten Orten, die sie für ihre Feldforschung ausgewählt haben. Sie suchten die Differenzen nicht primär in politischen Verhältnissen, sondern in Strukturen und Praktiken des Zusammenlebens, des Tausches und der Reziprozität, in Kommunikationsformen, in der Arbeitsteilung sowie in den gesellschaftlichen Ein- und Ausschlüssen, die das Erbrecht mit sich bringt. Untersucht haben sie zwei Bauerndörfer im ländlichen Alpenraum Italiens: das deutschsprachige St. Felix und das nones- bzw. italienischsprachige³ Tret, am Nonsberg bzw. im Val di Non gelegen.

Das Ergebnis war eine Studie, die sowohl aus Sicht der Sozialanthropologie als auch der Geschichtswissenschaften Pioniercharakter hatte und auch nach mehr als dreißig Jahren nach der Veröffentlichung immer noch geschichtswissenschaftlich interessante Horizonte eröffnet. Die Autoren nannten ihr Buch *The Hidden Frontier*. Erschienen ist die Originalausgabe im Jahr 1974, mit dem Untertitel *Ecology and Ethnicity in an Alpine Valley*. Übersetzt wurde der Band erst zwei Jahrzehnte später, 1994 als *La frontiera nascosta* ins Italienische und 1995 unter dem Titel *Die unsichtbare Grenze* schließlich ins Deutsche.⁴ Angeregt durch die Diskussion des Buches im Rahmen einer Lehrveranstaltung haben wir mit einer Gruppe von Geschichtestudierenden der Universität Wien im Frühjahr 2006 eine Exkursion in die beiden Orte unternommen, um die „unsichtbare Grenze“ in einer Feldforschung neu zu lesen.

Aus den dabei erarbeiteten Ergebnissen ist ein Buch entstanden, dem wir den Titel *Ungleichheit an der Grenze* gegeben haben.⁵ Neben einer Einleitung der Herausgeberinnen enthält der Band die Arbeiten der Exkursionsteilnehmer/-innen sowie zwei Gastbeiträge. Giovanni Kezich vom Museo degli Usi e Costumi della Gente Trentina in San Michele all'Adige, der die italienische Übersetzung von *The Hidden Frontier* koordiniert und Seminarreihen zum Thema organisiert hat, reflektiert über die Kontexte der verspäteten Rezeption der Studie in der italienischen Forschung. Den Spuren der beiden amerikanischen Anthropologen vor Ort ist Christof Polesny nachgegangen. Die Dorfstruktur und Dorfentwicklung haben Anna Corena Herrera, Christoph Hermann und Dominik Schnitzer untersucht und dokumentiert. Mit den Veränderungen in der Landwirtschaft und ökologischen Fragen setzten sich Katrin Hasenhündl und Moritz Radner auseinander. Die Ökonomin Irene Rizzi gibt einen Einblick in die Ergebnisse ihrer *Tesi di Laurea*, in der sie die Dynamiken der landwirtschaftlichen Betriebe in den beiden Orten verglichen hat. Erbrecht und Erbpraxis sowie die Institution des geschlossenen Hofes war das Thema, das Otto Fritscher und Michaela Thalhammer bearbeitet haben. Veronika Tillian hat das Verwandtschaftskonzept, das den Forschungen von Cole und Wolf zugrunde lag, wissenschaftsgeschichtlich verortet.

Die Option von Cole und Wolf für die beiden Orte kann als forschungsstrategisch äußerst glücklich bezeichnet werden. Tret und St. Felix befinden sich in einer Entfernung von zwei Kilometern Luftlinie und sind zu Fuß jeweils in einer halben Stunde erreichbar. Die Größe der beiden Dörfer unterschied sich in den 1960er Jahren nur geringfügig. Die Ökologie der beiden Orte stellte dieselben Herausforderungen: eine Landwirtschaft auf etwa 1.200 Metern Höhe, die auch Bergwiesen in einer größeren Höhenlage umfasste. Das

Konfrontiertsein zweier Dörfer unterschiedlicher (Sprach-)Kulturen⁶ mit vergleichbaren Umweltbedingungen war ausschlaggebend für die Wahl dieses Untersuchungsraumes.

Beide Orte gehörten über einen langen Zeitraum denselben Verwaltungseinheiten an: bis zum Ende des Ersten Weltkriegs dem Kronland Tirol der österreichischen Monarchie, und zwar dem Trentiner Bezirk Cles. Diese spezifische Situation an der Grenze machte St. Felix zusammen mit Laurein und Proveis im nationalistisch aufgeladenen Klima des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert zu einem Einsatzgebiet deutschnationaler Schutzvereine, unter anderem des Tiroler Volksbundes.⁷ Bei Trient verblieb St. Felix auch nach 1919. Denn die Provinzgrenze wurde am Gampenpass gezogen. Pässe sind ein klassisches Element aus dem Repertoire sogenannter „natürlicher Grenzen“. Und St. Felix liegt aus Südtiroler Perspektive auf der anderen Seite. Der Ort kam, neben einigen anderen Gemeinden, erst 1948 mit dem ersten Autonomiestatut (Art. 3) zur Provinz Bozen. Damit „hängt“ St. Felix nun, wie auch Altrei, Laurein und Proveis, „über die Grenze“.⁸

Das erste Autonomiestatut galt für die Region insgesamt – eine für die deutschsprachigen Südtiroler, die auf regionaler Ebene in der Minderheit waren, unbefriedigende Lösung. Im Januar 1972 – und damit erst nach den Feldforschungen der beiden Anthropologen – trat das neue Autonomiestatut in Kraft mit einem Maßnahmenpaket, das die zentralen Kompetenzen auf die Ebene der Provinzen verlagerte. Die Grenze zwischen den Provinzen ist als territoriale Grenze weiterhin unsichtbar. Dennoch ist sie wirkmächtig geworden und bildet sich zunehmend deutlich ab, vor allem ökonomisch.

Betritt man die beiden Orte, so vermitteln sich visuell sogleich Unterschiede. Die Sichtbarkeit der Grenze liegt in der Architektur und der räumlichen Struktur der Dörfer; das war auch so, als Cole und Wolf in den 1960er Jahren hier geforscht haben. In Tret, einem Haufendorf, stehen die Steinhäuser eng aneinander gedrängt, St. Felix hingegen ist eine Streusiedlung mit weit voneinander entfernten Höfen. In St. Felix fallen sogleich die zahlreichen Neubauten, Zubauten und Renovierungen auf: Wohnhäuser, Wirtschaftsgebäude, umfassende Infrastruktur von der Feuerwehrrhalle über Schulen, eine Bibliothek bis zur Kläranlage oder einem Sportplatz und nicht zuletzt eine neu errichtete Gewerbezone. Das alte Tret jedoch verfällt zum Teil, Häuser stehen leer, zahlreiche Ställe und Stadel sind ungenutzt, die Zahl der Einwohner und Einwohnerinnen ist so weit geschrumpft, dass die Volksschule aufgelassen wurde. Neben der Kirche ist die *Casa sociale* mit einem Veranstaltungssaal und Jugendräumlichkeiten die einzige öffentliche Einrichtung. Was boomt, sind Neubauten, weit oberhalb des Ortszentrums an der Staatsstraße zum Gampenpass gelegen, vornehmlich Wochenend- und Ferienhäuser von Mailändern, Boznern und anderen. Eine Asymmetrie setzt sich in der alpinen Landschaft durch: Bautätigkeit zugunsten der lokalen Bevölkerung in dem einen Ort, Stagnation, verlassene Häuser und neue Häuser fast nur von ‚Fremden‘ und für ‚Fremde‘ in dem anderen.

Zwar kündigen sich in der Studie von Cole und Wolf, Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre, bereits Veränderungen an. In ihrem Kapitel über „Die neue Wirtschaftsordnung“ sprechen sie von „Druck und Anreiz“, die in Richtung einer marktorientierten Produktion gingen. Der Weizenanbau und das Ackerland beispielsweise wurden zugunsten von Wiesen reduziert. Die Milchwirtschaft hatte begonnen die Subsistenzwirtschaft mit ihrer großen Vielfalt an Anbauprodukten abzulösen. Die Bauern belieferten externe Molkereien, die sich auf die Käseproduktion spezialisiert hatten. Die Folgen beschreiben die beiden Autoren für Tret und St. Felix als unterschiedlich: In Tret würden die Jugendlichen

nach dem Schulabschluss außerhalb des Ortes eine Arbeit suchen. Das Bewirtschaften eines Hofes sei keine „begehrte Position“, sondern eine Belastung. Die Produktivität der Höfe, vor allem jene älterer Besitzer, leide darunter. Deren Strategien gingen in Richtung einer Reduktion des Arbeitsaufwandes, unter anderem auch in Form des Verpachtens abgelegener Bergwiesen. Der Anreiz zur Modernisierung der Höfe selbst oder der Produktionstechnik sei abgesehen von einigen Ausnahmen gering. Selbst mittlere und größere Höfe würden verkauft. Deren Käufer seien fast ausschließlich „deutschsprachige Tiroler“. Dem gegenüber sei man in St. Felix darauf bedacht, „die Erfolgchancen in der Landwirtschaft zu erhöhen“. Die Nachfolge in den Betrieben sei gesichert, selbst in sehr kleinen. Man trachte danach, die Milchproduktion, das heißt die Qualität oder Anzahl der Rinder, zu steigern. Den dafür notwendigen zusätzlichen Wiesengrund würden die St. Felixer Bauern in Tret, Fondo oder anderen nönenssprachigen Dörfern pachten oder kaufen. Maschinen würden angeschafft. Möglich sei die Intensivierung und Expansion der Landwirtschaft in St. Felix also nicht zuletzt dadurch, dass sie in Tret und anderen Dörfern am Nonsberg zurückging oder ganz aufgelassen werde.

Was sich hier bereits abgezeichnet hat, führte im Verlauf von knapp vierzig Jahren zu einem drastischen Auseinanderdriften der beiden Orte; ein Prozess, der sich beschleunigt hat. Ein wesentlicher Faktor scheint in der unterschiedlichen Förderpolitik der letzten Jahrzehnte zu liegen. Beiden autonomen Provinzen der Region Südtirol-Trentino obliegen weit reichende Entscheidungskompetenzen; sie haben beide gesetzgeberische und finanzielle Möglichkeiten. Doch dürften diese im (berg-)landwirtschaftlichen Bereich und in Hinblick auf infrastrukturelle Fördermaßnahmen und Investitionsanreize unterschiedlich eingesetzt werden. Die Südtiroler Bauern inklusive der Berg- und Kleinbauern, haben eine auf Landesebene politisch wirksame Interessensvertretung, vornehmlich durch den Bauernbund, und nicht zuletzt in der Person des vom Bauernbund kommenden und bereits seit 1989 im Amt befindlichen Landeshauptmann Luis Durnwalder selbst. Dessen Name fällt sehr häufig in Kombination mit positiven Attributen – vor allem in Tret. St. Felix ist auch in europäische Zusammenhänge eingebunden. Auf Gemeindeebene wehrt man sich gegen eine Peripherisierung durch die Teilnahme am Leader-Programm, einer europäischen Initiative zur Entwicklung des ländlichen Raumes, während die Bewohner in Tret diese individuell zu überwinden suchen. Die Provinzgrenze ist zwar unsichtbar insofern, als der schnelle Fußgänger ihrer nicht gewahr wird, doch trennt sie unterschiedliche (ökonomische) Politiken voneinander, die sich in ihrer Ausprägung vor Ort zeigen.

Eine Grenzverschiebung wird beim Durchwandern allerdings erkennbar. Die einen Wegweiser führen zum Tret-See, die anderen zum Felixer Weiher – See gibt es aber nur einen. Der einstige Tret-See sei im Zuge der Wanderung von Reinhold Messner entlang der Landesgrenze „rund um Südtirol“ im Jahr 1991 zum Felixer Weiher geworden. Er habe auf einen falschen Grenzverlauf aufmerksam gemacht, der in der Folge zugunsten von St. Felix korrigiert worden sei.⁹ Das mag auf den ersten Blick nicht besonders gravierend erscheinen. Handelt es sich doch nur um einen auf 1.600 Metern gelegenen relativ kleinen See – ein nettes Ausflugsziel im Sommer. Doch hat die Ressource Wasser in diesem durch Lage und Geologie benachteiligten Gebiet einen hohen Wert. Umfangreiche Bauarbeiten waren 2006 rund um den See im Gange, um dessen Speichervolumen zu erhöhen. Man blickte auf eine „Mondlandschaft“, keineswegs auf eine „Idylle“.¹⁰ Die Bewohner von Tret zeigten sich in Gesprächen besorgt bezüglich des Umfangs ihrer künftigen Nutzungsanteile. Denn der

Wasserverbrauch von St. Felix dürfte im Zuge der Intensivierung der Landwirtschaft beträchtlich angestiegen sein. Nach dieser ‚Entdeckung‘ erklärte sich uns auch die Bewandnis der Metallstangen, die in gewissen Abständen, etwas futuristisch anmutend, aus dem hohen Gras herausragen. Sie dienen der Bewässerung. Wie andernorts Intensivkulturen, etwa Obst, werden hier die Wiesen großflächig begossen. So kann pro Saison eine Heuerrnte mehr eingefahren werden. Wie nachhaltig dies ist, wird sich noch zeigen. Die Grenzkorrektur hat die Verhandlungsposition von St. Felix im Wettstreit um die Ressource Wasser sicher gestärkt – ein Problembereich, der zur Zeit der Feldforschungen von Cole und Wolf hier noch kein Thema war. Ihr Schwerpunkt war ein anderer.

Die „unsichtbare Grenze“ stellte für Cole und Wolf, die sich in dieser Frage an den Arbeiten des norwegischen Anthropologen Fredrik Barth¹¹ orientierten, eine soziale Grenze dar. Diese muss nicht notwendigerweise einen territorialen Niederschlag finden. Sie beruht vielmehr auf einer sozialen Organisation und deren kontinuierlicher Vermittlung. Cole und Wolf haben dieses Konzept erweitert, indem sie sich auch den überregionalen Einflüssen auf die zwei Dörfer zugewandt haben. Sie stellten dem gemeinsamen Erbrecht aller Kinder im romanischsprachigen Tret jenes des ältesten Sohnes im deutschsprachigen St. Felix gegenüber. In dem einen Fall war ein Aushandeln zwischen den Geschwistern erforderlich: über eine gemeinsame Bewirtschaftung, über die Teilung oder Ablöse. Das war in St. Felix nur in begrenztem Maße der Fall. Denn hier war vorgesehen, dass der Hoferbe seine Geschwister ausbezahlte. Auch gab es das Verbot der Teilung des Grundes, wie im Fall des „geschlossenen Hofes“¹². Cole und Wolf leiteten aus dem Erbrecht in Zusammenhang mit einer Analyse der verwandtschaftlichen Beziehungen, der Arbeitsteilung, der Ökologie und des Bauernhofes die unterschiedliche soziale Ordnung dieser Dörfer ab. Sie schlossen auf eine dichtere Kommunikation der Treter mit ihren Verwandten – bedingt auch durch die Notwendigkeit des Aushandelns im Erbrecht. Weiters resultiert für die Autoren daraus eine größere Offenheit gegenüber Reziprozität im Bereich der Arbeit – im Unterschied zu St. Felix, wo Entlohnung mit Geld gegenüber zukünftig zu erbringenden Gegenleistungen bevorzugt wurde. Sie konstatierten eine stärkere Orientierung der Treter auf den urbanen Raum hin und auch eine größere Bereitschaft, den Hof zu verlassen und an anderen Orten ein Gewerbe zu finden. Die von Cole und Wolf dargestellte soziale Ordnung erleichterte diesen Weg in wachsende Unterschiede, in die Sichtbarkeit einer Grenze, die als territoriale unsichtbar bleibt.

Anmerkungen

- 1 Jean-Jacques Rousseau, Diskurs über die Ungleichheit/Discours sur l'inégalité, 6. Aufl., Paderborn u.a. 2008, 173 [Erstausgabe: Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes, Amsterdam 1755].
- 2 Jonathan Friedman, An Interview with Eric Wolf, in: Current Anthropology 28 (1987), H. 1, 107–118, 107.
- 3 Nönes ist eine Form des Rätoromanischen, die in Tret und dessen Umgebung gesprochen wird. Trotz diverser Bemühungen ist es bislang nicht – wie das Ladinische – offiziell als Minderheitensprache in Italien anerkannt.
- 4 John W. Cole/Eric R. Wolf, The Hidden Frontier. Ecology and Ethnicity in an Alpine Valley, New York/London 1974; italienisch: La frontiera nascosta. Ecologia e etnicità fra Trentino e Sudtirolo, San Michele all'Adige 1993 und Roma 1994; deutsch: Die unsichtbare Grenze. Ethnizität und Ökologie in einem Alpenal, Wien/Bozen 1995.

- 5 Margareth Lanzinger/Edith Saurer (Hg.), *Ungleichheit an der Grenze. Historisch-anthropologische Spurensuche im alpinen Raum: Tret und St. Felix*, Bozen 2010.
- 6 Zur Konstruktion und Problematisierung von Sprachgrenzen vgl. Pieter M. Judson, *Guardians of the Nation. Activists on the Language Frontiers of Imperial Austria*, Cambridge 2006.
- 7 Vgl. allgemein dazu Davide Zaffi, *Die deutschen nationalen Schutzvereine in Tirol und im Küstenland*, in: Angelo Ara/Eberhard Kolb (Hg.), *Grenzregionen im Zeitalter der Nationalismen. Elsaß-Lothringen/Trient-Triest, 1870–1914*, Berlin 1998, 257–284; Reinhard Stauber, *Von der „welschen Volkskultur“ zum „deutschen Kulturprinzip“*. Christian Schneller und die Anfänge deutschnationaler Schutzarbeit im Süden der Habsburgermonarchie 1860/70, in: *Geschichte und Region/Storia e regione* 5 (1996), 143–162.
- 8 Reinhold Messner, *Rund um Südtirol*, 3. Aufl., München 2002, 52.
- 9 Im Buch dazu schreibt Messner allerdings: „Unser Rundgang ist kein Propagandamarsch für Südtirol. Wir wollen auch keine Landesgrenzen aufheben, niedertrampeln, festschreiben. Wir wollen Grenzen – sichtbare und unsichtbare – bewußtmachen, um sie überwinden zu helfen.“ (Ebd., 51) Falls stimmt, was man uns berichtet hat, trifft das auf Tret und St. Felix nicht so ganz zu.
- 10 Es war einmal ein Weiher, in: *FF. Das Südtiroler Wochenmagazin* 33 (2006), 22–23, 22.
- 11 Siehe beispielsweise Fredrik Barth (Hg.), *Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organization of Culture Difference*, Oslo 1994.
- 12 Die Möglichkeit, einen Hof als geschlossen zu deklarieren, das heißt, die diesem zugewiesenen Bestandteile als ungeteiltes Eigentum an die nächste Generation zu transferieren, war in Südtirol nach zweieinhalb Jahrzehnten Unterbrechung durch die im Faschismus veränderte Rechtslage im Jahr 1952 wieder eingeführt und 1954 auf entsprechende gesetzliche Grundlagen gestellt worden. Die letzte Fassung des Hofgesetzes der Autonomen Provinz Bozen stammt aus dem Jahr 2001; siehe <http://www.provinz.bz.it/landwirtschaft/bauernhof/geschlossener-hof.asp>. Vgl. dazu im besprochenen Band den Beitrag von Otto Fritscher/Michaela Thalhammer, *Erbrecht und Praxis der Hofübergabe in St. Felix und Tret*, 157–205, bes. 176 f., 185–196.